

Von der Krankenschwester zur Kapitänin Beate Stelzer aus Hannover

Nur einmal während der Schulzeit kommen Beate Stelzer Zweifel: Als ihre Deutschlehrerin die ganze Klasse nach ihren Berufswünschen fragt, hört sie dreißig verschiedene Antworten. Tatsächlich möchte jeder etwas anderes werden. Das gibt Beate zu denken. Denn bislang war sie fest davon überzeugt, dass als Beruf nur Krankenschwester für sie in Frage kommt. Doch nun ahnt sie zum ersten Mal, wie vielfältig das Berufsleben ist. Es gibt einiges, was ihr gefallen könnte: Buchhändlerin vielleicht oder Bibliothekarin. Um Zugang zu all diesen Möglichkeiten zu haben, beschließt sie, nach der Realschule aufs Gymnasium zu gehen und Abitur zu machen. Die Noten dafür hat sie, also meldet sie sich an.

Doch Beates Mutter ist strikt dagegen. Sie veranstaltet einen Riesenterz und schürt damit sämtliche Ängste, die ein junger Mensch so haben kann: „Du setzt Deine und unsere Zukunft aufs Spiel. Du wirst das niemals schaffen. Wenn Du das machst, ruinierst Du uns. Das können wir nicht bezahlen.“

Die Mutter hatte selbst Krankenschwester werden wollen. Sie war 1924 geboren und – so, wie es damals üblich war – acht Jahre zur Volksschule gegangen. Doch als sie die Schule abschloss, konnte nur noch Krankenschwester werden, wer sich führertreu gab. Das wollte Beates Mutter nicht, und so arbeitete sie als Hausmädchen auf einem Gut in Schlesien. Nach dem Krieg floh sie mit der Hauswirtschafterin nach Wien und fand dort Arbeit in einer Klosterküche.

So verhinderten Nazis, Krieg und Vertreibung, dass Beates Mutter Krankenschwester wurde. Ihr blieb nur, den Wunsch auf ihre Tochter zu übertragen. Wie so oft soll das Kind den Wunsch der Mutter erfüllen. Wenn eine Tante das Mädchen fragt: „Na, was willst Du denn mal werden, wenn Du groß bist?“, dann antwortet die Mutter: „Beate wird mal Krankenschwester.“

Beates Eltern wollen außerdem nicht, dass das Mädchen aus der Art schlägt. Sie haben selbst kein Abitur, der Vater ist selbstständiger Schneidermeister und hält sich raus aus der Diskussion. Die viereinhalb Jahre ältere Schwester ist Pharmazeutisch-Technische Assistentin.

Zunächst kommt alles so, wie die Mutter es geplant hat: Beate hat als zukünftigen Beruf Krankenschwester im Kopf und schaut sich daher nicht nach etwas anderem um. Ihr fehlen die Vorbilder. Keine der Frauen in der Verwandtschaft hat einen richtigen Beruf. Alle haben sich irgendwie durch den Krieg gerettet und jede Arbeit genommen, die es gab.

So beginnt Beate kurz nach ihrem 18. Geburtstag ihre Ausbildung zur Krankenschwester an den Städtischen Kliniken Hannover. Da die Schwesternschülerinnen Schichtdienst haben, ist es üblich, im Wohnheim zu wohnen. Beate schaut aus ihrem kleinen Zimmer auf einen trostlosen Häuserblock. Sie ist sehr behütet ausgewachsen und fühlt sich mutterseelenallein. Leider zieht das Schwesternwohnheim auch Spinner an. Immer wieder werden Kolleginnen von Beate auf dem Nachhauseweg belästigt.

Auf Station herrscht ein rauer Ton. Die Ärzte sind arrogant und betrachten die Pfleger nicht als eigenen Berufsstand, sondern als ihre Anhängsel. Diese Arroganz belastet Beate so sehr, dass sie auch Jahre später noch nicht zu männlichen Ärzten geht, wenn sie krank ist.

Auch die Patienten sind eine Belastung. Viele sehen die junge Frau als verfügbar an. Beate hört auf, Schwesternkleider zu tragen, weil sonst jede Bewegung von männlichen Patienten begutachtet wird. In einem Sechsbettzimmer ist die Stimmung so aufgeheizt, dass sie sich nicht alleine hineinwagt. Die jungen und alten Männer stacheln sich gegenseitig zu immer sexistischeren Witzen an.

Beate lernt die medizinische Fachrichtungen: Gynäkologie, Innere Medizin, Chirurgie, dazu Anatomie und Krankenpflege. Das Lernpensum ist hoch, sie muss viel auswendig lernen. Zudem hat sie das Gefühl, alles können zu müssen: „Ich hatte immer Angst, wenn ein Patient klingelt. Ich dachte: Was mach ich, wenn der was hat?“ Sie tut sich schwer, auf Fremde zuzugehen. Das hat sie nicht gelernt.

Mit 25 Jahren heiratet Beate ihre Jugendliebe, einen Diplom-Verwaltungsfachwirt, den sie aus der kirchlichen Jugendarbeit kennt. Mit ihm zieht sie nach Nordrhein-Westfalen, später nach Berlin. Damit rückt das Berufsthema vorübergehend in den Hintergrund. Die beiden sind mit Nestbau beschäftigt.

Doch irgendwann ist die Wohnung eingerichtet, und der Beruf schiebt sich wieder ins Blickfeld. Beate entscheidet sich, in die Intensivpflege zu gehen, wo jeder Tag des Überlebens ein Erfolgserlebnis ist. Dort arbeitet sie mit Traumatisierten und Krebskranken, Menschen mit Vergiftungen und Verbrennungen, jungen Frauen, die versucht haben, sich das Leben zu nehmen und verpfuschten Fällen aus anderen Häusern. Sie muss Hirntote, denen Organe entnommen werden sollen, „frisch“ halten, und Organempfänger betreuen.

Die psychische Belastung wird sehr hoch. Beate arbeitet in der Anästhesie und sucht sich Vorbilder, ältere Schwestern, die trotz des täglichen Leids fröhlich ihre Arbeit tun. Von ihnen lernt sie, ihren Arbeitsstil zu perfektionieren. Schließlich kennt sie sich mit den

Narkosen so gut aus, dass sie bei schwierigsten Fällen, wie Frühchen, Kanülen legen kann.

Wie alle ihrer Kolleginnen verarbeitet Beate die Belastungen am Arbeitsplatz dadurch, dass sie viel über das Erlebte redet. So kommt es, dass sie auch in der Freizeit mit anderen Krankenschwestern zusammen ist. Zu Hause kann sie nichts loswerden. Ihr Mann will nichts hören von Krankheit und Tod.

Es entsteht eine ungute Gemengelage aus der hohen Arbeitsbelastung von mindestens 50 Stunden in der Woche, dazu der ständige Umgang mit Leid, die andauernden Schwierigkeiten mit den Ärzten und die schlechte Bezahlung. Viele Entscheidungen in der Intensivpflege sind schwierig. Beate hat das Gefühl, ständig mit einem Bein im Gefängnis zu stehen. Wie viele Krankenschwestern gelingt es ihr nicht, ausreichend Freiräume für sich zu schaffen. Dazu kommt die unbefriedigende Situation zu Hause. Beates Migräne wird stärker. Sie weiß, dass sich etwas ändern muss.

Ein Erlebnis bringt das Fass zum Überlaufen. In Berlin streiken die Krankenschwestern für mehr Lohn. Die Krankenhäuser arbeiten nach einem reduzierten Streikplan. Während einer Patientenbehandlung legt ein Arzt eine Spritze oben auf einen Maschinenturm. Die Oberfläche ist staubig, also gehört sie dort nicht hin. Doch der Arzt ist groß, für ihn ist es bequemer, sie dort abzulegen. Da Beate nicht heranreicht, bittet sie den Arzt, ihr die Spritze zu geben. Dieser kommentiert ihre Bitte mit „Sehen Sie, deswegen verdienen wir auch mehr.“

Die herablassende Haltung einiger männlicher Ärzte wird sich später in Beates Karriere als gute Schule erweisen. Doch noch ist sie im Krankenhaus und ahnt nichts davon. Durch den Kontakt zu vielen Patienten schnappt sie jedoch immer wieder Informationen über andere Berufe auf. Beate wird neugieriger. Zunächst denkt sie über nahe liegende Berufe nach, wie Hebamme oder Tierärztin. Doch das scheint ihr irgendwann ein bisschen zu brav gedacht.

Noch etwas kommt hinzu: Es macht Beate zu schaffen, dass ihr Mann an der Verwaltungsfachhochschule studiert, und sie selbst nicht einmal Abitur hat. So gewinnt die Idee, das Abitur nachzuholen, wieder an Kraft. Diesmal, so schwört sie sich, würde sie sich von nichts und niemandem abhalten lassen. Sie reduziert ihre Stunden, um einen Vorbereitungskurs in Deutsch, Mathematik und Englisch zu belegen. Dieser wird ihr empfohlen, weil sie bereits über dreißig ist.

Beates Mann reagiert panisch. Obwohl er Vollzeit als Beamter arbeitet, bekommt er Existenzangst. Er kann nicht verstehen, warum Beate Abitur machen will. Verschärfend kommt die Angst vor Veränderung – auch in

der Partnerschaft – hinzu. Wenn einer sich ändert, verändert sich immer auch die Beziehung. Einer packt den Stier bei den Hörnern, der andere duckt sich weg. Einer wird selbstständiger, lernt neue Leute kennen, entwickelt sich, steigt auf. Der andere fragt sich, warum sein Abendbrot nicht mehr auf dem Tisch steht und was die Freunde über die Veränderung denken. Liebgewordenen Sicherheiten verschwinden, manchmal ändert sich die Aufgabenteilung. So kann die Partnerschaft zum größten und heftigsten Problem eines Berufswechsels werden.

Doch diesmal bleibt Beate hart. Das Abitur zu machen ist ein Herzenswunsch, den sie sich erfüllen will. Nach dem Vorbereitungskurs lässt sie sich beurlauben und geht drei Jahre Vollzeit zum Berlin Kolleg. Als Leistungskurs wählt sie Deutsch und Kunst. Nicht Pädagogik und Biologie, wie man es sich von einer Krankenschwester vielleicht vorstellen würde. Auch nicht Mathematik und Physik, was sicher eine gute Grundlage für ihre spätere Karriere gewesen wäre (von der sie allerdings noch nichts ahnt). Nein: Deutsch und Kunst.

Mit 35 Jahren hält Beate Stelzer ihr Abitur in der Hand, Note: 2,3. „Nun wusste ich, dass ich am Anfang meiner Wünsche stehe, nicht am Ende. Ich dachte, ich kann alles erreichen, was ich will. Deswegen habe ich extra kein Fachabitur gemacht, um dann Pflegemanagement oder Sozialpädagogik zu studieren. Ich wollte unbedingt die freie Wahl.“

Im Frühjahr 1999 erscheint die erste Ausgabe von *Der Job, der zu mir passt*. Einige Zeitungen berichten, dass man mit dem Buch sein berufliches Ziel erarbeiten kann. Man wird angeleitet, über Fähigkeiten und Motivationen nachzudenken. Man überlegt, was man früher werden wollte oder was man tun würde, wenn man nicht scheitern könnte. Beate setzt sich in ihren Ohrensessel und arbeitet das ganze Buch in zwei Tagen durch. Immer wieder ruft sie Freundinnen an und bombardiert sie mit Fragen: Was glaubst Du, was ich gut kann? Was glaubst Du, in welchem Beruf ich gut wäre? So kommen einige Berufsideen zusammen.

Aber welche ist die Richtige? Sind einige nicht zu verrückt und unrealistisch? Schauspielerin in dem Alter? Lieber Diplomatin? Obwohl sie nie allein verreist war, will sie ins Ausland. Was soll sie daraus machen? Beate entscheidet: Sie braucht die Meinung eines Unparteiischen. Denn Freunde, Freundinnen, Eltern und Verwandte haben immer auch eigene Aktien im Spiel. Oder sie haben selbst Angst vor Veränderung und projizieren ihre eigenen Ängste auf einen: „Du bist ja verrückt, in Deinem Alter, die werden grad auf Dich gewartet haben, da gibt’s viele andere, die sind besser als Du und jünger...“ Außerdem ist bei Leuten, die einen gut kennen, die Gefahr groß, dass sie einen von vorn herein in eine bestimmte Richtung drängen. Das kennt Beate bereits von ihrer Mutter. Das will sie nicht mehr.

Wenig später kommt Beate zur Berufsberatung. Sie erzählt viel über sich, auch, dass sie als Kind oft an der Ostsee bei ihrer Tante in Travemünde war. Dort sah sie den weißen Fähren hinterher und wünschte sich, auch einmal mit so einem Schiff zu fahren. Aber weder die Familie noch das Umfeld von Beate – nicht einmal Beate selbst – war bereit dafür, solche Gedanken überhaupt zuzulassen.

In der Beratung zeigt Beate auch einen Artikel aus der *Brigitte* über die ersten deutschen Kapitäninnen. Den hatte sie seit Jahren aufbewahrt und später in ihrer Berufsfindungsmappe abgeheftet. Es ist eine Berufsfindungsmappe, wie sie in *Der Job, der zu mir passt* empfohlen wird. Dort sammelt man alles, was während der Berufsfindung einmal wichtig werden könnte.

Vielleicht ist es dieser Artikel über die jungen deutschen Frauen auf ihrer Fahrt über die Weltmeere, der den Ausschlag gibt. Am Schluss steht fest: Beate soll nicht Reedereikauffrau werden, sondern – wenn schon – Kapitänin. Sie schaut lange aus dem Fenster und lässt ihr bisheriges Leben an sich vorüberziehen. Die Neugier treibt sie nach vorn, die Abenteuerlust, sich in einer Männerwelt zu beweisen. Schlimmer als mit den Ärzten wird es nicht kommen, so denkt sie. Sie weiß, dass sie keine Angst mehr hat vor Fremden und unbekanntem Situationen. Sie will raus in die Welt und etwas Neues erleben.

Während sie in der Beratung sitzt, wird ihr klar: „Wenn ich das jetzt mache, wenn ich wirklich Kapitänin werde, dann kippe ich ganz viel. Dann bleibt in meinem Leben kein Stein auf dem anderen.“ Erst Jahre später wird eine Tante erzählen, dass Beates Onkel kurz vor dem Krieg eine Zeit lang zur See gefahren ist. Ansonsten hat sie keine Verbindung zur Seefahrt. Beate ist bis zu diesem Zeitpunkt nicht einmal auf einem Schiff gewesen, außer vielleicht auf einem Ausflugsdampfer über die Spree.

Langsam bekommt Beate Angst, dass sie auf diesen Berufswunsch festgenagelt wird. Ob die Berufsberaterin irgendwann anruft und fragt, was aus der Sache geworden ist? Vielleicht ist es peinlich, dann zu sagen „Naja, war mir doch zu heftig“. Immerhin ist sie weise genug, anderen von ihrem neuen Plan nur mit Bedacht zu erzählen. Sonst, wo schwant ihr, würde alles gleich den Bach runtergehen.

Der erste Schritt auf dem Weg zur Kapitänin ist ein sechsmonatiges Praktikum auf See. Über die Heuerstelle des Arbeitsamts besorgt Beate eine Adressenliste der Reedereien. Die ersten Anrufe sind unangenehm: Sie ist eine Frau und an der Stimme hört man, dass sie erwachsen ist. Viele sagen gleich, dass sie keine Praktikumsplätze anbieten. Andere geben vor, gar nicht zu verstehen, was Beate will. Eine der Begründungen: „Wenn wir eine Frau an Bord hätten, müssten wir ja

extra Toiletten haben.“ Auch ihr Alter spielt immer wieder eine Rolle: „Nehmen Sie doch nicht den jungen Leuten die Plätze weg...“

Doch je schwieriger es wird, desto mehr dreht Beate auf. Sie will sich nicht abbringen lassen von ihrem Plan. Das Abitur ist geschafft, ein Etappenziel erreicht. Das Studium wird auch für Frauen angeboten, also muss es auch Praktikumsplätze für Frauen geben.

Unterstützung kommt von der Hochschule. Die Fachhochschule im ostfriesischen Leer bietet ihren Studenten an, bei der Suche nach einem Praktikumsplatz zu helfen. Es gibt sogar eine Liste, die markiert, bei welcher Reederei Frauen genommen werden. Das Problem ist also bekannt. Schließlich gelingt es Beate doch, ein Vorstellungsgespräch zu bekommen. Zwischen Tür und Angel weist man sie darauf hin, sie solle sich klar machen, dass so ein Praktikum kein Ausflug ist. Beate ist nicht nur als Frau und als Ü30 markiert, sie trägt außerdem noch eine Zahnsperre.

Beates Mann erfährt von den Plänen peu à peu, nicht in einem entscheidenden Gespräch. Da die beiden ohnehin nicht mehr viel miteinander sprechen, nimmt er Beates Wunsch regungslos zur Kenntnis. Auch ihren Eltern muss Beate es irgendwann sagen. Sie wartet bis zum Tag vor ihrer Abreise nach Emden, wo ihr erstes Praktikumschiff liegt.

Die Mutter tobt und weint: „Wie kannst Du mir so etwas antun und mich alleine lassen? Das ist ja wohl das allerletzte! Du trampelst auf mir rum.“ Ihre letzte Chance, Beate zu domestizieren, ist, ihr ein schlechtes Gewissen zu machen. Doch der Vater entgegnet überraschend: „Lass sie, das ist gut so.“ Vielleicht hat er selbst ein schlechtes Gewissen, weil er damals seine Tochter nicht unterstützt hat, als sie Abitur machen wollte. Im Laufe ihrer nun folgenden Karriere wird der Vater immer stolzer auf seine Tochter werden.

Mit 36 Jahren, wenige Monate nach der Berufsberatung, ist Beate Stelzer zum ersten Mal zur Arbeit auf einem Schiff. Eine Freundin fährt sie mit dem Gepäck zum Hafen. Die Männer hieven die Koffer über die Gangway an Bord. Man hat eine Kammer für Beate frei gemacht und organisiert, dass sie ein Bad für sich hat, was auf alten Schiffen nicht unbedingt üblich ist. Aber man wusste ja, dass eine Frau kommt. Die Mannschaft gibt sich so charmant wie möglich.

Beate inspiziert ihre Umgebung und fragt sich, was sie denn da für einen Klepper erwischte hat: Das Schiff ist klein, nur gut hundert Meter lang. Sie hätte sich eher etwas Imposanteres gewünscht, vielleicht 280 Meter. Es ist ein Multipurpose-Schiff, das Getreide ebenso laden kann wie Maschinenbauteile in riesigen Kisten, Schwergut und Container. Der Kapitän ist nett und möchte Frauen in der Seefahrt fördern. Eine kleine

Anekdote: Er bietet gleich an: „Wenn irgendwas sein sollte, wenn es Probleme mit Anmache gibt, dann sagen Sie mir sofort Bescheid.“ Beate antwortet: „Keine Sorge, ich mache hier keinen an.“

Im Praktikum lernt Beate auch, das Schiff zu warten. Ist auf der Brücke nichts zu tun, hilft sie den Schiffsmechanikern, die an Deck schleifen, malern, putzen, Rost klopfen, Drähte und Tauwerk spleißen und Ankerwinden, Winschen und Bordkräne fetten und ölen. Das Salz greift den Lack schnell und aggressiv an. Wenn man an einem Ende fertig ist, kann man wieder von vorn beginnen.

Der Kapitän des Praktikumsschiffs ist Deutscher, der erste Offizier Russe, der Rest der Mannschaft ist portugiesisch und philippinisch. Beate ist von Anfang an überzeugt, dass die Männer sich werden zu benehmen wissen. Immerhin fällt auch dem Kapitän auf, dass sich alle auffallend gut kleiden und im nächsten Hafen Aftershave kaufen. Man will der weiblichen Kraft nicht ganz unparfümiert gegenüber treten. Als man in Porto ausläuft, riecht das ganze Schiff nach Herrenkosmetik.

Bereits in diesem Praxissemester merkt Beate: Die größten Feinde der Frauen an Bord sind die Ehefrauen der Seemänner, die selbst nicht arbeiten und als Beruf nur ihren Mann haben. Sie sind konservativer als ihre Männer und sehen in den Seefrauen eine tägliche Bedrohung. Dann reden sie davon, dass Frauen an Bord doch ein Gefahr für die Sicherheit seien.

Leider kommt nach sechs Wochen ein neuer Kapitän, unter dem sich der Ton verschlechtert. Ständig traktiert er die einzige Frau an Bord. Er selbst hat sich von unten hochgedient. Daher passt es ihm schon nicht, dass Beate gleich als Offiziersanwärterin fährt. Sie soll also erst einmal Blumen gießen und Gardinen waschen. Beate weigert sich. Daraufhin wird sie noch mehr drangsaliert. Das tut selbst den anderen Männern an Bord leid. Der Koch macht ihr mehrmals täglich frisch gepressten Orangensaft. „Aber das alles hat mich nur noch mehr bestärkt, ich habe gedacht *Jetzt erst recht*. Ich hatte einen Ausbildungskatalog dabei. Danach hätte ich viele Sachen lernen sollen, lernte aber gar nichts. Also hab ich von Houston aus mit der Hochschule telefoniert“, erzählt Beate.

Die Hochschule hat einen Praktikumsbeauftragten, der das Problem sofort versteht, sich mit der Reederei in Verbindung setzt und ein neues Schiff für Beate besorgt. Auch dieses ist kleiner als Beate gehofft hat. Doch sie schippert ihr Praktikum zu einem guten Ende.

Wenig später zieht Beate von Berlin in ein kleines Studentenzimmer nach Leer in Ostfriesland. Am ersten Tag an der Hochschule kommt sie in einen brechend vollen Raum, alle Plätze sind mit jungen Männern besetzt. Knapp dreißig Studenten sind in ihrem Jahrgang. Die einzige

andere Frau winkt aus der letzten Reihe: „Komm her, hier kannst Du Dich hinsetzen.“

Von da an wird gepaukt: Physik, Chemie, Elektrotechnik, Feinmechanik, mechanische Wärmelehre und Thermodynamik, Schiffbau, Ladungs- und Schiffstechnik, Schifffahrtsrecht, Mathematik, Englisch, Spanisch, Französisch und Russisch, terrestrische und astronomische Navigation, Meteorologie, Radarkunde, der Umgang mit gefährlicher Ladung und die Bedienung des Simulators. Auch Personalführung, Psychologie und Soziologie gehören zur Ausbildung. Während des Semesters liest Beate Stelzer (sonst Bücherwurm) nichts außer Fachliteratur.

Es gibt massiven Ärger mit den Kommilitonen. Viele kommen aus der Marine und haben keine Vorstellung von Frauen in der Arbeitswelt. „Am Anfang habe ich das gar nicht verstanden. Ich dachte, das sind Studenten, die müssen doch offener sein. Dabei sind die viel schlimmer als die Kollegen an Bord, die sich eher freuen, wenn mal eine Frau dabei ist, weil sie damit gute Erfahrungen gemacht haben. Aber nicht das jungsche Gemüse an der Hochschule. Die kommen oft aus sehr traditionellen Elternhäusern in Ostfriesland oder von den Inseln.“

Die jungen Männer, die sich zu Hause nicht gegen Vater und Mutter durchsetzen können, lassen im Studium die Sau raus. Ein Kommilitone meint beispielsweise, Beate würde ja nur Nautik studieren, um einen Kerl abzubekommen (der ursprüngliche Wortlaut war rustikaler). Ein anderer droht ihr in einer Diskussion „Wenn Du hier noch mal was sagst, kriegst Du eins aufs Maul.“ Ein dritter behauptet, mit lackierten Nägeln könne man ja wohl kein Schiff fahren. Beate lässt ihn wissen, dass man zum Fahren eines Schiffs mehr im Kopf braucht als auf den Nägeln.

Die Studenten werden durch drei Macho-Dozenten unterstützt. Ständig gibt es Sticheleien und sexistische Witze. Ein Soziologiedozent fragt Beate bei der Vorstellungsrunde: „Sind Sie eine Emanze?“ Die männlichen Studenten lachen und werden immer dreister. Nach der Vorlesung teilt Beate dem Dozenten mit, dass sie eine Entschuldigung erwartet: „Ich bin zwar eher ein schüchterner Typ. Aber an der Hochschule war ich den anderen um Längen voraus. Vielleicht nicht in Mathe, aber in punkto Lebenserfahrung. Bei den Beleidigungen war mir sofort klar: Das hau ich dem um die Ohren.“

Dem Dozenten fällt nichts Besseres ein als zu sagen: „Ich wollte Sie doch nur provozieren.“ Beate weist ihn darauf hin, dass er nicht Dozent ist, um zu provozieren, sondern auch, um Vorbild zu sein. Aber, so meint der Dozent, das sei doch ein gutes Training für die Arbeit an Bord. Beate lässt nicht locker und beschwert sich beim Dekan. Sie weiß, dass die Angriffe an Bord lange nicht so heftig sind wie an der Hochschule.

Die Frauenbeauftragte schaltet sich ein und lässt den Kanzler der Hochschule von Emden nach Leer kommen. Man veranstaltet einen runden Tisch. Die Teilnahme ist freiwillig, aber fast alle kommen. Man vereinbart, dass der Dozent sich entschuldigt, und zwar vor den anderen Studenten. Die beiden Kommilitonen, die die Anführer gegeben haben, werden verwarnt. Noch so ein Vorfall, so heißt es, und sie werden der Hochschule verwiesen. Einer der beiden fängt an zu weinen.

Inzwischen ist Beate an der Hochschule bekannt wie ein bunter Hund. Das Thema entspannt sich erst, als sie zum Auslandssemester nach Auckland, Neuseeland geht. Darüber sagt sie: „Das war einfach fantastisch, das kann man jedem nur raten. In Neuseeland gibt es diesen Machismo nicht. Natürlich haben die Inder, die da studieren, auch mal ein Problem mit Frauen. Aber das Umfeld ist ganz anders, schon allein, weil es da viel mehr Frauen im Studium gibt. Außerdem hat sich die Hochschule viel mehr um uns gekümmert.“

Als Beate nach einem halben Jahr von Neuseeland nach Ostfriesland zurückkommt, gibt es noch vereinzelt Sticheleien. Doch sie ist nun gewappnet: Sie hat das Krankenhaus überlebt, sie hat Abitur gemacht, sie hat die ersten Semester überlebt, auch der Rest wird noch klappen. Einige Kommilitonen wollen ihr keine Unterlagen zur Klausurvorbereitung geben. Aber sie schreibt ihre Klausuren, als wäre sie gar nicht weg gewesen. Bis zum Schluss muss Beate keine einzige Studienarbeit wiederholen.

Die Abschlussklausur Navigation gelingt besonders gut. Von 23 Leuten fallen sechs Kommilitonen durch. Die meisten haben eine 3 oder 4. Beate gibt keinen Ton von sich, als sie ihre Abschlussnote sieht. Doch als ein Mitstudent sie in der Pause danach fragt, lautet ihre Antwort: „1,0“.

Ihre Diplomarbeit schreibt Beate über Telemedizin. Denn zum Nautik-Studium gehört eine teilmedizinische Ausbildung. Auf Handelsschiffen wird in der Regel der zweite Offizier zum Medical Officer ernannt. Nur Beate ist aufgrund ihres ehemaligen Berufs schon im Praktikum als Medical Officer gefahren. Allerdings gibt es an Bord keine medizinische Technik, außer einem Blutdruckmessgerät. In Zukunft werden telemedizinische Geräte eingeführt, mit deren Hilfe man bei Herzinfarkt, Schlaganfall oder Herzrhythmusstörungen ein EKG erstellen kann. Via Satellit werden die Daten zu *Medico Cuxhafen*, dem medizinischen Zentrum für Seefahrer, geschickt. Danach holt sich der Medical Officer telefonischen Rat für das weitere Vorgehen. Beate will mit ihrer Abschlussarbeit dazu beitragen, telemedizinische Geräte in der Seefahrt bekannt zu machen.

Beate Stelzer, die über 15 Jahre als Krankenschwester gearbeitet hat, schreibt ihre Abschlussarbeit in Nautik mit Note 1,3.

Die gute Note ist gar nicht mal ungewöhnlich. Ein Quereinsteiger ist oft motivierter als ein junger Spund. Er ist in seiner Karriereplanung engagierter und ernsthafter. Zudem weiß Beate, dass sie als Frau 150 Prozent leisten muss, um 100 Prozent anerkannt zu werden.

Feierlich erhält Beate ihr Kapitänspatent, das nun ausgefahren werden muss. Von ihrer Praktikumsreederei hat sie bereits das Angebot, als dritter Offizier zu fahren. Einerseits freut sie sich, endlich alles, was sie gelernt hat, auszuprobieren. Auf der anderen Seite merkt sie, dass das Lernen jetzt erst losgeht. Sie erinnert sich aber, wie technisch ihr Beruf schon als Krankenschwester in der Intensivmedizin war. Oft genug hat sie Beatmungs- oder Narkosegeräte bedient, installiert, auseinander- und wieder zusammengebaut. Der Umgang mit der Schiffstechnik fällt leichter als erwartet.

Beates erste Fahrt führt auf einem großen Containerschiff von Hongkong über das Chinesische Meer nach Südamerika und durch den Panamakanal nach Houston. Zurück geht es über Korea, Shanghai und Singapur. Nach einem halben Jahr Probezeit hat Beate ihre erste feste Stelle an Bord.

An einem normalen Tag klingelt ihr Wecker morgens um 7 Uhr, für eine ehemalige Krankenschwester also eher gemütlich. Beate beobachtet auf der Brücke das Wetter: Wellen, Wind und Temperatur werden im Wetterbuch dokumentiert. Die Daten werden vom Deutschen Wetterdienst ausgewertet. Im Gegenzug informiert dieser die Schiffe, wenn beispielsweise ein Hurrikan auf der Route liegt. Außerdem geben die Offiziere und der Kapitän den Kurs in die automatische Steuerung ein. In dicht befahrenen Gewässern wie dem Ärmel-Kanal wird auch mal per Hand gesteuert. Dabei bedient man eine Art Joystick oder ein kleines Steuerrad.

Natürlich gibt es auch Zeiten, in denen nicht viel zu tun ist. Daher muss man als Seefahrer gut in der Lage sein, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Viele schreiben Tagebuch und lange Briefe nach Hause, lesen dicke Wälzer oder bauen Modellschiffe aus winzigen Einzelteilen zusammen. Beate hat immer viel gelesen, das hilft. In ihre Kabine lässt sie kaum jemanden hinein. Man lebt an Bord eng zusammen. Aber jeder braucht auch seinen eigenen Raum.

Erst recht als Frau. Hier kommen einige Aspekte verschärfend hinzu: Da es so wenige Frauen an Bord gibt, werden Konflikte beispielsweise zwischen einer Offizierin und einer Ingenieurin ganz genau beobachtet. Die Mannschaft wartet nur auf einen Zickenkrieg. Zum zweiten spielen

junge Seefrauen oft offensiv mit ihren Reizen. Sie fühlen sich von vielen Männern begehrt und merken nicht, dass sie durch kokettes Auftreten riskieren, als Seefrau ernst genommen zu werden. Drittens kann man bei vielen Landgängen beobachten, wie deutsche Seeleute, die zu Hause Familie haben, zu Prostituierten gehen. Manchmal zu Minderjährigen.

Beate erzählt noch von einer anderen Belastung: Die Offiziere haben an Bord ihre eigene Wäscherei. Sie laden die Waschmaschinen selbst und nehmen die Wäsche nach einer Stunde wieder heraus. Dabei wird manchmal Unterwäsche gestohlen. „Ich kenne keine Seefrau, der das nicht schon passiert ist. Manchmal sitzen die Ingenieurinnen wie ein Wachhund neben der Waschmaschine“, erzählt Beate.

An Bord läuft übrigens niemand in Uniform herum. Blaumänner und Jeans sind angesagt. Jeder weiß, wer der Kapitän ist, ein schickes Jackett ist unpraktisch. Als Beate mit ihren Männern von China nach Malaysia fährt, bekommt der Leitende Maschinen-Ingenieur massiven Bluthochdruck, den der Medical Officer nicht schafft abzusenken. Das Schiff muss die Fahrt unterbrechen und den Seemann abbergen. Spätestens da ist Beates Alter überhaupt kein Thema mehr – ihre medizinische Vorbildung sehr wohl.

Die nächste Klippe lässt nicht lange auf sich warten. Beates Reederei stellt einen neuen Personalchef ein, der von der Marine kommt, dort aber nur in der Verwaltung tätig war und nie selbst gefahren ist. Von Anfang an stimmt die Chemie zwischen Personalchef und Nachwuchskapitänin nicht. Beate ist klar, dass der Neue ihren Aufstieg verhindern wird.

Inzwischen ist Beate drei Jahre als dritter Offizier gefahren. Sie weiß, dass sie jemanden braucht, der sie nach oben pusht. Ein Kollege witzelt schon: „Na, fährste immer noch nicht als Kapitän?“

Doch Hilfe naht, als Beate Landungswache in einem mexikanischen Hafen hat. Von Land winkt eine andere deutsche Kapitänin. Die beiden unterhalten sich und die Kapitänin fragt, wie es Beate gefallen würde, zu einer anderen Reederei zu wechseln. Beate ist zunächst skeptisch. Sie kann sich erinnern, dass ausgerechnet diese Reederei auf der Praktikumsliste ihrer Hochschule als eine vermerkt war, die keine Frauen nimmt. Doch die Zeiten haben sich im neuen Jahrtausend wohl geändert. Die Hamburger Reederei hat eine Umfrage beim fahrenden männlichen Volk gemacht, ob sie Frauen an Bord haben wollen. Mit großer Mehrheit stimmten die Seeleute zu. So lässt sich Beate von einer Reederei abwerben, die bis zum Jahr 2000 keine Frauen einstellen wollte.

Von da an fährt Beate als zweiter, dann als erster Offizier. In der Regel ist sie etwa vier Monate auf See und hat dann zwei Monate Landurlaub. Trotzdem halten die Freundschaften aus dem alten Leben, sogar die aus

dem Krankenhaus. Allerdings gibt es auch Leute, die mit dem Wechsel nicht umgehen können. „Ich stehe jetzt viel mehr auf eigenen Beinen, bin ein Alphetierchen geworden, habe mein Leben im Griff und kann mir was leisten. Das schürt auch Neid.“ Beate weist dann darauf hin, dass sie oft vier Monate lang jeden Tag acht Stunden arbeitet, manchmal doppelt so lange. „Doch obwohl das so viel Stress bedeutet, bin ich sehr zufrieden mit mir und gut gelaunt. Ich bin weder bankrott, noch ein Nervenbündel. Das hält nicht jede Freundschaft aus.“

Einige Zeitungen und Fernsehsender berichten über Beates beruflichen Weg. Das bleibt auch ihrer Mutter nicht verborgen. Ab und zu wird sie auf ihre Tochter angesprochen. Tatsächlich regt sich langsam so etwas wie Stolz in ihrer Brust. Zu dieser Zeit ist Beates Vater bereits tot. Auch ihre Ehe hat den Berufswechsel nicht überlebt.

Einmal berichtet *Deutsche Welle TV*. So erfährt man auch in Brasilien von Beates Geschichte. Als sie eines Abends beim Landgang in ein von Deutschen betriebenes Lokal in Santos geht, wird sie mit großem Hallo empfangen. Jeder will ihr einen ausgeben. Man kennt die deutsche Kapitänin, die früher Krankenschwester war.

Trotzdem ist Beate vorsichtig, wem sie ihre Geschichte erzählt. Die Reaktionen können heftig sein. Bei einem Heimaturlaub beispielsweise trifft sie beim Schlachter eine alte Freundin aus ihrer kirchlichen Jugendgruppe. Die rümpft gleich die Nase und fragt: „Kannst Du das denn immer so ab, immer so auf See, immer nur Wasser um Dich, immer nur Männer um Dich?“ Beate antwortet: „Natürlich, ich find das prima“, und denkt: „Du blöde Pute.“ Aber sie wird vorsichtiger, wem sie was erzählt. Wenn ein Möbelhaus liefern will, während sie auf See ist, sagt sie nur: „Nein, da bin ich auf Dienstreise.“ Sonst, so weiß sie aus Erfahrung, sind die Leute erst einmal geschockt.

Im Rückblick, sagt Beate, hat ihr vor allem die Lebenserfahrung geholfen. Durch ihr Alter lässt sie sich von vielem nicht mehr so ins Boxhorn jagen. Kommt sie mit einer Situation an Bord nicht klar, schreibt sie Emails an alte Freunde. Sie braucht dann jemanden, der ihr sagt, dass alles gut wird. Meistens bekommt sie innerhalb von 48 Stunden zwei Dutzend Emails aus der Heimat. Damit kann sie die Widerstände an Bord überleben. Sie weiß: „Als ich jünger war, hätte ich das alles nicht hingekriegt. Man muss wissen, wann man lieb ist und wann man den harten Offizier raushängen lässt.“ Einmal zeigt ihr ein polnischer Kollege einen Hitlergruß. Ohne Streit, nur weil ihm danach war. „Da muss man schon eine coole Art entwickeln, Diplomatie und ein Händchen für Situationen“, sagt Beate.

Und man müsse mit sich selbst im Reinen sein. Je höher man kommt, desto einsamer wird es. Der Kapitän gehört nicht zur Besatzung. Er ist

der Vertreter des Reeders an Bord und hat damit eine enorme Verantwortung für Schiff, Ladung und Besatzung. Manche meinen, dass Frauen dazu nicht so geeignet sind. Andere halten einen weiblichen Kapitän für umsichtiger und verantwortungsbewusster in Gefahrensituationen, zum Beispiel wenn in einem Sturm die Ladung verrutscht und das Schiff Schlagseite bekommt.

Was Beate anderen mitgeben möchte? Was rät sie Leuten, die darüber nachdenken, ihren Beruf zu wechseln? „Ich würde es immer wieder machen. Auch wenn man das Gefühl hat, es ist nicht der richtige Moment. Denn der richtige Moment kommt sowieso nie. Man hat immer Zweifel, ob das alles so klappt, ob es wirklich das Richtige ist und ob das Geld reicht. Früher war ich immer nur darauf aus, möglichst sicher zu leben. Aber dieses ewige Sicherheitsdenken, das hab ich dann mal beiseite gelassen. Heute kann ich sagen, dass ich immer einen Weg gefunden habe, auch wenn ich erstmal nicht wusste, wie es weiter gehen soll.“ So ein radikaler Berufswechsel krempelt schon das Leben um, ergänzt sie, aber man sollte nicht auf Zauderer und Angsthasen hören.

Irgendwann klingelt Beates Telefon. Ihre Kunst-Leistungskurs-Lehrerin vom Berlin Kolleg ist dran. Sie hat einen Artikel über Beates Karriere gelesen, den sie ans Schwarze Brett der Schule hängen wollte. Jeder sollte sehen, welche Möglichkeiten ein Abitur eröffnet – auch, wenn man es erst mit 35 Jahren auf dem zweiten Bildungsweg macht. Doch als sie morgens die Schule betritt, hängt der Artikel bereits am Schwarzen Brett. Man ist sehr stolz dort auf die prominente Schülerin.